



# Konstantinopolis – Ein Roman

**Philipp Eschenhagen**



© 2026 by the authors; licensee oekom. This Open Access article is published under a Creative Commons Attribution 4.0 International License (CC BY).

## Zusammenfassung

Das Projekt untersucht die Daseinsbedingungen einer ökologischen Polis, einer Stadtgesellschaft, die vollständige ökologische Integrität erreicht hat. Wie können Ernährungssouveränität, Energieautarkie, Klimaneutralität, ökologische Balance, politische Stabilität und eine Idee des guten Lebens modellhaft ineinandergreifen? Ich nutze einen literarischen Ansatz, um diese Frage nicht nur konzeptionell zu umreißen, sondern sie ästhetisch erfahrbar zu machen. Die einem Menschenleben inhärente Tragik wird so ins Verhältnis zur städtischen Idealgesellschaft gesetzt. Dabei besteht die Herausforderung des Projekts weniger in der theoretischen Grundierung dieser Idealgesellschaft, sondern viel eher in der interdisziplinären Herangehensweise an das Literarische. Ein solch interdisziplinäres Schreiben trägt vom ersten Satz an theoretischen Ballast mit sich herum, der einer Geschichte, die sich doch wie von selbst entfalten sollte, Bremsspuren verleihen kann. Dies wirft grundlegende Fragen nach der Möglichkeit des interdisziplinären literarischen Schreibens auf, denen ich in diesem Lernpapier nachgehe.

Andrea von Braun Stiftung



Die Lernpapiere der **Andrea von Braun Stiftung** sind reflektierende Erfahrungsberichte aus geförderten Projekten. Ihre Erstellung gehört zu den Förderbedingungen der Stiftung. Nach Abschluss eines Projekts werden darin gezielt die transdisziplinären Erkenntnisse ausgewertet: Welche neuen Perspektiven sind entstanden? Wo lagen Herausforderungen? Welche Methoden haben sich bewährt?

Mit den Lernpapieren verfolgt die Stiftung das Ziel, Erfahrungen aus interdisziplinärer Zusammenarbeit sichtbar und für andere nutzbar zu machen. Die Andrea von Braun Stiftung fördert Projekte an den Schnittstellen zwischen Wissenschaft, Praxis, Bildung, Kunst und Gesellschaft. Sie ist davon überzeugt, dass neue Erkenntnisse und Lösungsansätze besonders dort entstehen, wo verschiedene Perspektiven aufeinandertreffen.

---

## Keywords

---

*Ökologische Integrität, Postwachstumsstadt, Politische Theorie, Ästhetik, Nachhaltigkeit, Konzeption, Literarisches Schreiben, Schreibprozess, Roman*

## Constantinopolis – A novel

### Abstract

The project examines the conditions for the emergence of an ecological polis, an urban society that has achieved complete ecological integrity. How can food sovereignty, energy self-sufficiency, climate neutrality, ecological balance, political stability and an idea of the good life intertwine in an exemplary manner? I employ a literary approach to not only outline this question conceptually, but to make it aesthetically tangible. It places the tragedy inherent in human life in relation to an ideal of urban society. The project's challenge resides not so much within the theoretical foundation of this ideal society, but roots in the interdisciplinary approach to its literary nature. Interdisciplinary writing entails theoretical baggage from the very first sentence, which can hamper a story that is supposed to unfold by itself. This raises fundamental questions about the possibility of interdisciplinary literary writing, which I explore in this paper.

Andrea von Braun Stiftung



The **Andrea von Braun Foundation's** learning papers are reports reflecting on experiences gained from funded projects. Their completion is one of the foundation's funding conditions. Once a project has been completed, the papers specifically evaluate transdisciplinary aspects: What new perspectives have emerged? Where were the challenges? Which methods proved successful?

With these learning papers, the foundation aims to make experiences from interdisciplinary collaboration visible and usable for others. The Andrea von Braun Foundation supports projects at the interfaces of science, practice, education, art and society. It is convinced that new insights and solutions arise particularly where different perspectives meet.

---

### Keywords

---

*Ecological Integrity, Post-Growth City, Political Theory, Aesthetics, Sustainability, Conception, Literary Writing, Writing Process, Novel*

## Einleitung

„Das Werk ist die Totenmaske der Konzeption“ schrieb Walter Benjamin in seiner Einbahnstraße. Gemeinhin wird dieser Aphorismus tragisch gedeutet, als läge in der Umsetzung der zuvor noch von unendlicher Weite getragenen Konzeption ein kaum verschmerzbarer Verlust, als sei vergangener Reichtum erst durch das Werk, also die Verschriftlichung der Konzeption, verschütt gegangen.

Dabei könnte Benjamin die Totenmaske positiver besetzt haben, als oftmals angenommen. Man stelle sich eine aztekische Totenmaske beim día de los muertos vor, Fest und Rausch heraufbeschwörend, da wir uns ins Werk begeben. Um interpretative Genauigkeit soll es hier zwar nicht gehen, jedoch lässt Benjamins Sentenz den Schluss zu, dass das Werk die Totenmaske der Konzeption sein muss. Denn ohne Tod der Konzeption kein Schreiben, also kein Werk. Die These der Einbahnstraße ließe sich dann zurückspulen, ja vom Kopf auf die Füße stellen, wenn wir ihm folgende Beobachtung entnehmen: „Die Konzeption ist die Erbkrankheit des Werkes“. Jedenfalls lässt sich dies für das literarische Schreiben behaupten, es ist, so meine ich, gar ein zwingender Schluss.

Es geht mir dabei darum, wie sich das Schreiben die Hände schmutzig macht, welch dreckige Angelegenheit es ist. Wenn ich eines diese vergangenen zwei Jahre gelernt hab, dann doch nur, dass literarisches Schreiben, gerade interdisziplinäres, allein in der Emanzipation von der Konzeption gelingt. Das interdisziplinäre Werk muss in die Niederungen des Wortes hinabsteigen, in einen engen Tunnel fernab der oberflächlichen Weite, jenseits der frischen Luft, wo es sich noch klar denken ließ, wo die Ideen nur so hervorsprudelten, die Gedanken davoneilten und sich in alle Richtungen noch frei zu bewegen vermochten.

Im geschriebenen Worten verdichtet sich der planerische Esprit des Vorgängigen zur Zwangsjacke, die es in der täglichen Schreibroutine abzulegen gilt. Meine Erfahrungen mit der Last der Konzeption will ich im Folgenden schildern. Sie ist, so die einfache Einsicht, in einem auf Interdisziplinarität angelegten Romanprojekt von doppelter Schwere, ja von erdrückender Wirkung.

## Eine ökologische Polis

In meiner Projektbeschreibung für die Andrea-von-Braun Stiftung griff ich ganz weit nach oben: „Das Projekt fordert die Utopie von menschlichem Leben im Einklang mit der Natur und Umwelt ein“. Nicht nur wollte ich eine utopische Gesellschaftsform für ein lokales, vollständig ökozentrisches Zusammenleben finden und in der Romanform darstellen. Ich wollte diesen Versuch auch noch scheitern lassen, denn, so mein Empfinden, die Umsetzung der Utopie „bedeutet Ausschluss von dem, was sein könnte, und damit den Verlust des Ganzen.“ Die Tragik dieses Verlusts müsse dem Projekt also inhärent sein.

Hier hatte ich ein Narrativ. Anstatt die zutreffende Einsicht, dass „Umsetzung“ stets „den Verlust des Ganzen“ bedeutet, auch für den Prozess des Schreibens fruchtbar zu machen, wollte ich eben die Tragik daran aufzeigen und damit noch umfassender schreiben. Denn was kann Literatur, wenn nicht Tragik? Nebenbei wollte ich auch noch zeigen, welche Lösungen für die ökologischen Krisen unserer Zeit es doch geben kann, wie einfach diese umzusetzen wären, wie wunderbar leicht ein ökologisch integriertes Leben sein kann: „Wie könnte eine Stadt aussehen, die wilde Natur in ihrer Umgebung und in der Stadt selbst ermöglicht?“, „Wie könnte die Gesellschaft einer Stadt, die zu hundert Prozent klimaneutral wirtschaftet, die Bedürfnisse ihrer Bürger befriedigen?“ und „Welche Idee des guten Lebens prägt diese Stadt, was macht das Leben hier lebenswert?“

Antworten meinte ich in stadtplanerischen und architektonischen Idealen zu finden, in der Postwachstumstheorie, einer neuen Ästhetik und der politischen Philosophie. Mir schwebten allerhand Konzepte vor, die sich in meiner Vorstellung in den Roman integrieren ließen: Ich wollte das Staatswesen der Stadt anhand einzelner Figuren repräsentieren, andere Figuren würden ausdrücken, wie es sich um das menschliche Gemüt in einer von „wilder“ Natur geprägten Stadtlandschaft verhält. Die Hauptfigur, Konstantin, sollte namensgebend für den Roman werden und gleichzeitig an byzantinische Grandiosität erinnern. So ließe sich ein figurespezifischer Geltungsdrang mit historischen Kontinuitäten städtischer Herrschaftssysteme verknüpfen.

Ich verlangte von meinem Roman, dass er beiläufig die Geschichte einer neuen Energieversorgung erzählen sollte. Andere Nachhaltigkeitsthemen, Mobilität etwa, würden schlicht durch bestimmte Tatsache repräsentiert, wie etwa die Abschaffung des gesamten motorisierten Individualverkehrs durch die Abwesenheit von Autos literarisch verarbeiten werden müsste. Ich wollte ein neues politisches System erzählen, von aleatorischer Demokratie und wie sie sich bildlich ausmalen ließe, ermitteln, welchen Vorteil das repräsentative Herrschaftssystem durch Losverfahren für die Menschen und ihre Leben, aber auch für die getroffenen Entscheidungen, hätte. Ich wollte eigentlich alles beschreibend verändern, um es dann irgendwann unter der eigenen Last einbrechen zu lassen, versinken zu lassen. Damit könnte ich, zu guter Letzt, dann auch vorführen, wie künstlerisch es alles ist.

## Demonstratives Schreiben

Das gesamte Schreiben richtete sich also auf das Zeigen von bereits Gedachtem. „Wie lässt sich eine städtische Gesellschaft denken, die in völliger Harmonie mit ihrer Umwelt lebt?“, schrieb ich und hatte die Frage innerlich schon beantwortet. Die Antwort wollte ich schlicht noch in Romanform präsentieren. Dabei sollte Interdisziplinarität niemals Selbstzweck sein. Durchaus vernünftig begründete ich die Wahl der Literatur als Medium und schrieb in die Bewerbung: „Die Romanform lässt eine tastende, ja experimentelle Sprache zu, um dieser unwahrscheinlich komplexen Frage nachzugehen.“ Zu diesem Gedanken stehe ich. Indes wurde das Tastende, das Experimentelle der Literatur von der Ideenlast meines Vorhabens überlagert. Benjamins Konzeption war es, die im ersten Jahr meiner Schreibtätigkeit den Ton angab. Sie war noch nicht gestorben und ich bemühte mich erst spät darum, sie verstümmeln zu lassen. Denn ich hatte so einiges versprochen, dem Auswahlkomitee der Andrea von Braun Stiftung und mir selbst. Das Vorhaben war unter dem Schwerpunktthema „Nachhaltiges Wirtschaften“ gefördert worden, ich musste also darstellen, ja literarisch greifbar machen, wie eine nachhaltige Wirtschaft aufzubauen sein könnte.

So stand innerlich schon der Richter bereit, sich über jedes geschriebene Wort herzumachen. Es war ein janusköpfiger Richter, der ästhetisches Urteil mit wissenschaftlicher Genauigkeit vereinte. Nicht nur galt es, im ästhetischen Sinne literarisch zu schreiben, was auch immer damit gemeint sein könnte, es musste auch die wissenschaftliche Korrektheit gewahrt werden. Diese doppelte innere Geißel dürfte kennzeichnend für viele interdisziplinär-künstlerischen Projekte sein, und dabei vielfach hinderlich.

Sie verschiebt den künstlerischen Prozess derart ins Denken, dass jedes Tätigwerden schwer bis unmöglich wird. Man konzipiert, man denkt sich eine Geschichte aus, man will sie schreiben, bevor sie geschrieben ist. Es entsteht ein Text der Langeweile. Die Worte tropfen schwer aus der Tastatur, die nur unerquicklich daherklickt. Da ist kein Entdeckungsgeist beim Schreiben, man verharrt im Altbekanntem. Und wenn nichts beim Schreiben passiert, so passiert auch nichts beim Lesen. Der Leser erkennt ohne weiteres den plumpen Versuch, theoretisch Vorgängiges ins Literarische zu gießen, ein durchschaubarer Akt, der eine

beschämende, ja selbstherrliche Note erhält. Der Leser fragt sich sogleich, warum er nicht lieber ins Theorieretal gegriffen hat, da lässt sich wenigstens etwas lernen. Und er hat völlig recht.

Noch dramatischer der Befund, wenn sich der Autor aus Hilflosigkeit des Entertainments bedient. Entfleucht ihm schon der glänzende Schimmer im Akt der Schöpfung, so will er wenigstens unterhalten; eine fatale Regung. Wie andere Kunstwerke, dient auch der interdisziplinäre Roman nicht der Unterhaltung. Er darf unterhalten, ja, aber er darf der Unterhaltung nicht dienen. Denn eine solche Anbiederung steht dem Kunstwerk auf die Stirn geschrieben und verhindert jede tatsächlich unterhaltsame Wirkung beim Leser. Man darf sich nicht vornehmen, unterhaltsam zu schreiben oder gar lustig zu schreiben, noch sollte man interessant, literarisch, wissenschaftlich, dramatisch oder trocken schreiben wollen.

Wer das dennoch tut, der fällt der Eitelkeit zum Opfer. Ein solcher Autor schreibt demonstrativ, bleibt immerzu stecken im Wollen, im gescheiterten Versuch, in der Effekthascherei, die ihm ausnahmslos schadet.

## Schreiben lassen

Stattdessen gilt es, sich schreiben zu lassen. Wie einen Kahn im breiten Flussbett hat der Autor den ersten Entwurf eines Romans vor sich hin treiben zu lassen. Das Schreiben darf ohne Richtung davonfließen in dem Vertrauen, dass man es irgendwann wird einfangen können. Die vorerst einzige Regel: Es muss weiter gehen, immer weiter. Man muss schreiben, um zu schreiben. Ein Wort nach das andere setzen und so nimmt der Text irgendwann Fahrt auf. Bloß nicht groß nachdenken, einfach weiterschreiben.

Man schreibe also möglichst täglich, möglichst für eine festgesetzte Zeit, etwa 35 Minuten, auch nur 20 Minuten, wenn nicht mehr gegeben sein soll. Hingesetzt, die Tastatur zur Hand geführt und gleich losgeschrieben. Nicht zurückschauend, nur nach vorne, am nächsten Tag weitergeschrieben, exakt an dem am Vortag verlassenen Punkt und so geht es Tag für Tag. Nach ein oder zwei Monaten kann so schon der erste Entwurf gelingen. Man verschließe diesen dann. Man lässt ihn roh und ungekocht liegen, für mindestens sechs Monate entledige man sich der ekelhaften Windungen dieser Missgeburt, man vergesse die Schönheitsflecken, die tiefenden Wunden, die eitrigen Nägel. Der erste Entwurf ist ein Mahnmal der Schande, der grausamen Unzulänglichkeit, ein Andenken der Imperfektion. Er ist die Totenmaske der schönen und reinen Konzeption.

Dann beginnt die Arbeit. Man mache sich auf die Suche nach Goldstücken, irgendetwas Wertvolles inmitten der Trümmer aufzuspüren. Zerbombte Träume sind Schlachtfelder der aufblitzenden Bilder, sauber und unberührt können sie mitten im Chaos erscheinen. Fünf Prozent, so sagt man, genügen im Erstentwurf. Fünf Prozent Gold. Man spüre diesen nach und gestalte den Rest drumherum. Der Goldschimmer lässt sich nicht erzwingen, man kann ihn nur finden. Das gelungene Bild ist nicht konzipiert, es will auf der Straße liegen, mitgenommen werden, ganz beiläufig. Hat man sich schreiben lassen und liest man also einige Monate später nochmal über den Text, so findet man dort Dinge, die man nicht für möglich gehalten hätte. Da sind Gedanken und Bilder, die aus der Magengrube stammen, die reflexartig ausgestoßen wurden, ohne dass man sie je gewollt hätte.

Nun endlich darf man sich die konzeptionellen Fragen stellen: Stimmt die Perspektive? Wo ist die eigene Stimme, wie lässt sie sich konsequent einhalten? Handeln die Charaktere folgerichtig, nach ihrer höchstgelegenen Willenskraft? Und so weiter. Jetzt überprüft der derart geneigte Autor nun auch die interdiszi-

plinären Brückenschläge: Wie realistisch ist die Lebensmittelversorgung für ein paar Tausend Menschen auf einer begrenzten Fläche? Wie lassen sich politische Prozesse ohne Verschriftlichung kommunizieren? Und so weiter.

Doch all dies eben erst dann, wenn der erste Entwurf geschafft ist. Zuvor gilt es, sich schreiben zu lassen. Mir ist dies für über ein Jahr misslungen. Erst zum Ende des Förderzeitraums zwang ich mich dazu, gedankenlos zu schreiben. Dies gelang am Besten an solchen Tagen, an denen ich die Berliner Schreibgruppe „shut up and write“ besuchte. Dort treffen sich Schreibende täglich in verschiedenen Cafés, meist vormittags. Nach 15 Minuten plaudern wird ein Wecker für 45 Minuten gestellt, dann heißt es also „shut up and write“. Wenn der Wecker klingelt, beginnt ein zweiter Zyklus, 15 Minuten Plauderei, 45 Minuten schreiben. In diesen 90 Minuten Nettoschreibzeit dürfte ein Großteil meines ersten Entwurfs entstanden sein. Richtschnur ist hier nur die Zeit, sonst nichts. Irgendwann ist das Ende erreicht. Es kündigt sich ganz einfach selbst an, ist ungeplant, keine Seitenzahl kann ihm voraussehen. Ebenso wenig wie der Fortgang der Geschichte, hat der Erzähler sein Ende in der Hand.

Nach Beendigung des ersten Entwurfs ruht das Werk. Es ist nur ein Bruchteil der Ideen hineingeflossen, die man sich in der Konzeption vorgestellt hatte. Doch das schadet nicht, im Gegenteil. Hätte man zu sehr daran festgehalten, der erste Entwurf hätte nicht entstehen können. Und es liegen noch allerhand Möglichkeiten vor einem, den Entwurf zu formen, dass er rund wird und auch gewisse Ziele erfüllt. Dieser Überarbeitungsprozess meines Entwurfs steht noch aus und bis zur Fertigstellung dürfte noch etwas Zeit vergehen. Doch nun, da einmal ein Textkörper steht, geht es leichter voran, man kann mit einzelnen Passagen spielen, ihnen eine neue Note verleihen, sie baumeln oder auch fallen lassen.

Diese Leichtigkeit auch in den Schreibprozess selbst zu tragen, zumal den interdisziplinären, das ist mir Lehre dieses Projekts und Ansporn für die Zukunft.

## **Interdisziplinarität im Roman**

Was also ergibt sich für die Interaktion der Literatur mit wissenschaftlichen Disziplinen, wie der Nachhaltigkeitsforschung oder der politischen Theorie? Welche allgemeinen Schlüsse lassen sich ziehen? Bis hierher meine ich das Gelernte auf folgende Punkte bringen zu können:

1. Die Konzeption wird zur Erbkrankheit des interdisziplinären Werks, ihre Arznei liegt im Erscheinen.
2. Interdisziplinarität entsteht also im Werden, Repräsentation schadet ihr.
3. Vorgängigkeit stellt sich von selbst ein, ganz sanft.
4. Ideen haben davonzuziehen.
5. Im Fallen schreiben, die Fetzen aufsammeln.



---

## **Philipp Eschenhagen**

Selbstständig, Jurist  
Hamburg, Deutschland

Geb. 1992 hat Rechtswissenschaften und Philosophie in Hamburg und Ann Arbor studiert. Als Doktorand am Walther-Schücking-Institut für Internationales Recht der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel forschte er zur Bedeutung leiblicher Anwesenheit und ästhetischer Erfahrung in völkerstrafrechtlichen Gerichtsverhandlungen. Forschungsaufenthalte führten ihn nach Cambridge und Florenz. Das Rechtsreferendariat absolvierte er bei der Berliner Staatsanwaltschaft, dem Auswärtigen Amt, dem European Centre for Constitutional and Human Rights und im Deutschen Bundestag. Jüngst begann er eine Tätigkeit im globalen Gesundheitsrecht in Berlin.

Ein anderes Leben verbringt Philipp Eschenhagen mit Bühnen und Büchern. Theater lernte er von Liz Rech an der Bucerius Law School. Als Teil des kollektiv im Fenster (kiF) inszeniert er Stücke im Grenzbereich von Wissenschaft und Kunst („Jewgenij – Tragödie des Rechts“) oder tritt als Schauspieler auf („PubliCumEx“). Als Autor veröffentlichte er zuletzt die Kurzgeschichte „Palmilie“ im *Narr* (als Roman Eschenhagen).

---

## Auszug aus dem Romanentwurf

*Kaspers Mimik regte sich nicht, er wirkte müde auf Konstantin, fast schüchtern. So kannte er den Freund nicht. Die gute Stimmung fiel ihm schwer, sie verließ seine Körper nicht derart eigenständig sprudelnd, wie es früher selbstverständlich gewesen war. Nicht einmal den herüberwehenden Frohmut der badenden Schulkinder schien Kasper wahrzunehmen. Noch vor wenigen Monaten hätte er den Kindern Obszönitäten zugerufen, sie zu Wasserspielen animiert oder Steinchen nach ihnen geworfen, um sie zu piesacken. Es war Kaspers Idee gewesen, den Damm zu bauen. Und in Wahrheit handelte es sich doch um einiges mehr als einen Damm. Es war nämlich so, dass die Norderelbe, der größte Elbarm Hamburgs, ein wenig Wasser in das Herz der Insel spülte, das am Baakenkai, nur durch wenig Land vom Elbturm getrennt, auf eine künstliche Sackgasse stieß, die zur Zeit ihrer Errichtung eine architektonische Besonderheit darstellte und ermöglichte, dass die südlich gelegenen Häuser von zwei Seiten mit Wasser umspült wurden. So hatte man den Baakenhafen geschaffen, ein Wasserarm, der ohne Ziel in die Insel hineinragte und eigentlich keine Funktion hatte.*

*Kasper hatte vorgeschlagen, dort, wo die Baakenhafen-Brücke den südlichen und nördlichen Teil der Insel miteinander verband, eine Art Wasserbarriere unter die Brücke zu bauen, wie eine künstliche Sandbank. So konnten sie das Wasser im Baakenhafen vom verschmutzten Elbwasser trennen, mit dem zutiefst lebendigen Zweck, dass dort im Sommer ein gigantisches Schwimmbecken entstehen würde. Ein wenig Spaß müsse sein, so sagte Kasper damals, und er hatte ja recht. Unter den anderen Bewohnern formte sich kaum Widerstand, ein kollektiver Schwimmteich mit wasserreinigenden Wurzeln war ja doch genau die Art von öffentlicher Einrichtung, welche ihnen in der alten Welt gefehlt hatte und also die allgemeine präpolitische Euphorie der Anfangszeit großartig zu institutionalisieren geeignet war.*

*Sie bewohnten eine Insel, Wasser erreichte hier symbolische Höhen transzendentaler Art, es war um sie, unter ihnen, und meist auch über ihnen, wenn es auf sie herabregnete. Das Wasser war wie Licht, manchmal nicht sichtbar, aber immer da, es war in ihren Körpern und lag vor ihnen. Was Konstantin so dahingesagt hatte, mit der Lebendigkeit, es manifestierte sich doch wohl am ehesten im Wasser, ja glänzte in ihren künstlichen Systemen in besonderer Weise für alle sichtbar, in den Bewässerungssystemen der Bauerngärten, den Tröpfchenschläuchen des Turms, für planschende Schulkinder im Baakenhafen und in den breiten Auffangbecken auf den Dächern der Insel. Im trägen Zug der Elbe auf der anderen Seite des Baakenhafens aber war das Wasser braun und dick, eine Strömung kaum erkennbar. Dort war die Lebendigkeit verstrickt, entnahm sich dem direkten Zugriff. Dort konnte sie ihrer dunklen Seite begegnen, wenn es gewitterte oder der schwergraue Himmel über Hamburg herrschte, nicht der weiße, alltägliche, nein, der böse Himmel, die klimatische Drohgebärde, die sie hier erreichte, wenn sich der Sturm ankündigte und mit ihm natürlich auch der Tod.*

*Heute strahlte die Sonne und dennoch schien Kasper resigniert. Also schwiegen sie ein wenig. Ihre Freundschaft beruhte seit jeher darauf, dass Konstantin es war, der betrübte Miene aufsetzte, sich grüblerisch gebär, während Kasper losgelassener Art war. Konstantins Blick suchte also nach ein wenig Aufmunterung, ein für ihn ungewohnter Vorsatz. Da waren die Kinder, aber die konnten nicht für alles herhalten. Weiter vorne, in Richtung Universität, standen ein paar Angler. Für ein solches Bild musste Kasper die Geduld fehlen, wobei er ja für den Angelsport verantwortlich zeichnen durfte. Mit dem Bau der Sandbank hatte er sich intensiver mit dem wirtschaftlichen Potenzial eines solchen Hafenbeckens auseinandergesetzt. Man hatte mit einem ehemaligen Fischzüchter gesprochen und beschlossen, die Wasserfläche als Ernährungsgrundlage zu nutzen. Man hatte das intakte Ökosystem eines Süßwasserflusses nachgebildet,*

die Kanten des Wasserstrichs zum Grunde hin abgerundet, indem man auch dort Sand aufgeschüttet hatte, auf den man ebenso wie auf die Sandbank unter der Baakenhafenbrücke Wasserpflanzen setzte, Schilf, Seerosen, Anemonen, Tausendblätter, Laichkräuter, Sumpfdotterblumen, Uferseggen, Wollgräser, Binsenarten, Wasserminzen, Zwergrohrkolben und natürlich die Wasserpest, Pflanzen also, die neben ihrer filternden Wurzeln auch zur Oxidierung der Wassermasse beitrugen. Sauerstoff versprach Leben, das sich in den Zwischenräumen des Schilfs bewegen konnte, kleine Algenflächen sammelten sich dort, zusammengetragen aus Plankton, die Unterwasserfrucht der Sonnenstrahlen, Mikroorganismen fanden hier ihr Futter, wurden verspeist von niedlichen, sich an der Wasseroberfläche mit großen Brustarmzügen fortbewegenden Wasserläufern, Mücken setzten ihre Larven irgendwo zwischen die Pflanzenteile, azurblaue Helikopterlibellen fielen im Kamikazesturz hinab, um sich die Eier herauszupflücken und wenn einen das Glück traf, sprang just in diesem Moment ein Grasfrosch von der runden Schwimmmatte einer Seerose ab, um die Libelle im Flug zu erwischen.

Schon bald hatten Wassernattern ihren Weg in das Becken gefunden und hielten die Froschpopulation auf erträglichem Maße. Auch einige Greifvögel kehrten zum Frühjahr zurück und ließen sich auf der Insel nieder, in froher Erwartung des festlichen Froschkonzerts. An den Abenden dieses Monats Mai lärmte ihr Quaken derart heftig, dass es den meisten Inselbewohnern doch furchtbar auf die Nerven ging und sich anschickte, die Toleranz für reanimierte natürliche Lebensumgebungen zunehmend zu strapazieren. Dennoch hatte es noch keine größere Mobilisierung gegen die Frösche gegeben, vielmehr war die dämmerliche Quakerei Gegenstand neuester Theaterproduktionen geworden, bei denen sich einige Kinder grün anmalten und quakend auf dem Vorplatz der Universität umherturnten, bevor andere, als Reiher verkleidete Damen versuchten, sie zu erwischen und zurück ins Wasser zu werfen. Man hatte sich wohl amüsiert. Erst vor wenigen Monaten hatte man eine begrenzte Anzahl an Angellizenzen herausgegeben, zunächst elf Stück, nach dem gleichen Zufallsprinzip wie bei den bäuerlichen Flächen. Die Angler waren in einem abgetrennten Bereich am Ufer untergebracht, in etwa dort, wo sich vor der Flut der Spielplatz befunden hatte. Der Fang bestand vorwiegend aus Regenbogenforellen, Welsen und Karpfen, manchmal gab es einen Saibling oder gar Aale.

Lola gehe es nicht so gut, sagte Kasper, wie sie auf die Brücke zugehen. Es sei etwas mit ihr und er wisse nicht was. Was er aber wisse, dass es nicht mehr funktionieren würde, die Insel ihrer Beziehung geschadet habe. Sie sei so abwesend, wie unwirklich sei sie.

„Die ganze Insel“, sagte Kasper, „unser gemeinsames Leben hier, es funktioniert nicht, Konstantin, nicht für alle. Es fehlt hier etwas.“

Konstantin, den es ein Leben lang an etwas gefehlt hatte, tat Kaspers Sorgen mit einem leichten Kopfschütteln ab. Woran sollte es denn fehlen? Er sah Schulkinder, die zur Mittagszeit baden gingen, von Bäumen gesäumte Wege, auf denen Vögel nisteten und in der Luft umherzwitschern. Er sah Spechte und Igel, Rinder, die wild grasten, und Erwachsene, wie sie die Tiere streichelten. Er sah eine wohlgenährte Gesellschaft, schlanke Körper, arbeitende Menschen, die ihre Hände kannten, die gut und gesund aßen. Er sah gerechte Verhältnisse. Und Menschen, die Angesicht zu Angesicht miteinander sprachen. Er sah Menschen, die aufrecht gingen, von der Mittelmäßigkeit der Schreibtische befreit. Er sah lebendige Menschen, denen es weder gut noch schlecht ging, ja er sah menschliche Menschen.